Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 18

Artikel: Henri Dunant, der Begründer des internat. Roten Kreuze

Autor: F.V.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639806

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

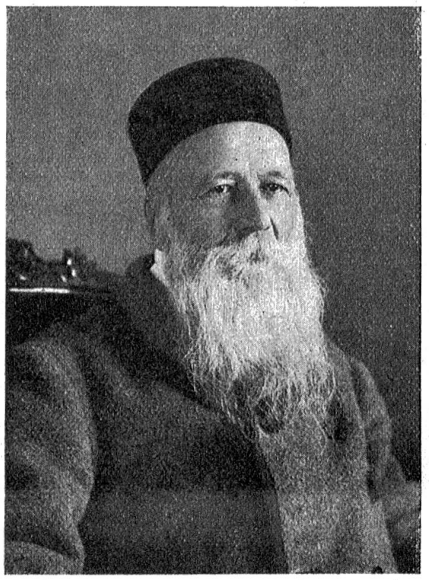
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Henri Dunant,

der Begründer des internat. Roten Kreuzes.

Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag, 8. Mai 1928.

Als im Jahre 1859 die französischen und italienischen Truppen gegen die österreichischen Armeen marschierten, schwere Kämpfe zu befürchten waren, da eilte der Genfer Henri Dunant ins Kampfgebiet und lernte so die Greuel des Krieges unmittelbar kennen. In seinem Buche: „Eine Erinnerung an Solferino" schildert er seine Eindrücke in lebhaften Farben: „Grauenvoll wütete der Kampf auf beiden Seiten", schrieb er, „mit dem Ungestüm verheerender Berglawinen stürzen sich geschlossene Heeressäulen aufeinander; eisernen Mauern gleich halten diese erst unerschütterlich stand, dann legen ganze Divisionen die Tornister ab, um mit dem Bajonett auf den Feind loszustürmen; jeder Hügel, jeder Felsvorsprung, jeder Zoll breit Erde wird der Schauplatz blutiger Kämpfe; die Toten liegen haufenweise; man tritt einander zu Boden, man tötet einander auf blutigen Leichnamen, man schlägt sich den Schädel ein, — von den Anhöhen prasseln Granaten und Bomben mitten in die Kämpfenden und Ringenden hinein —, herangaloppierende Reiterschwadronen zerstampfen Tote und Lebende in grauenvoller Weise —, in das Morden und Würgen und Schmerzgeheul der Sterbenden mischt sich das wilde Wiehern der Pferde und Wutgeheul der verzweiflungsvoll Kämpfenden — unaufhörlich erneuern sich die Angriffe — nichts hält das Gemetzel auf....."



Henri Dunant.

Doch vielmehr als diese Schilderungen des Kampfes interessieren uns die Berichte Dunants über das Los der Verwundeten und der Sterbenden. Allenthalben fehlte es an der notwendigen Hilfe. Die Schwerverwundeten und Sterbenden mußte man einfach ohne Hilfe liegen lassen: „Während der ersten Tage nach der Schlacht erhielten die Verwundeten, von denen die Aerzte im Vorbeigehen halblaut sagten, es sei nichts mehr zu machen, keine Pflege und lagen hilflos. — Und war dies angesichts der wenigen Krankenpfleger und der ungeheuren Menge der Verwundeten nicht ganz natürlich? Eine unerbittliche und grausame Logik gebot, diese Unglücklichen sterben zu lassen, ohne daß man sich weiter um sie kümmerte und ihnen eine kostbare Zeit opferte, die man für die noch einer Heilung fähigen Soldaten aufsparen mußte." Oder: „Und solche Unglückliche, über die dieses unerbittliche Urteil gefällt war, gab es eine Menge. Auch waren sie nicht taub. Ihre Verlassenheit blieb ihnen nicht lange verborgen und mit einem tiefgekränkten Herzen hauchten sie ihren letzten Seufzer aus."

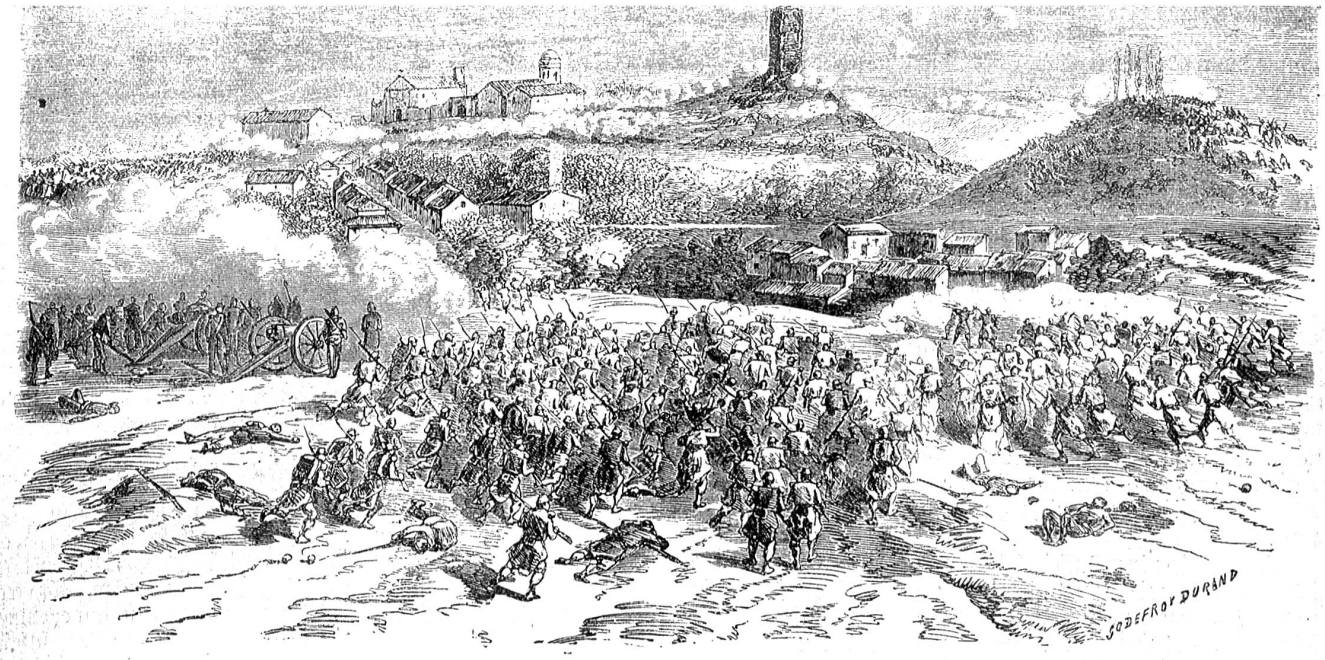
Nicht tatenlos schaute Henri Dunant diesem Elend zu. Aus den Frauen von Castiglione und Brescia, aus Schlachtenbummlern, organisierte er die ersten freiwilligen Hilfskolonnen. Sie leisteten unter Dunants Anleitung wertvolle Samariterdienste. Als man den Frauen Vorwürfe machte, daß sie Freunde und Feinde mit der gleichen Liebe und Sorgfalt pflegten, antworteten sie: „Sono tutti, tutti fratelli!" prägten jenes herrliche Wort, das Leitgedanke des Roten Kreuzes wurde.

Deutlich erkannte hier Henri Dunant: Die militärische Hilfe allein genügt nicht: „Hätten wir in Castiglione und Brescia (bei Solferino) freiwillige, ausgeübte und von den Heerführern anerkannte Krankenträger und Krankenpfleger gehabt, wie viel Gutes hätten sie in jener unglücklichen Nacht vom Freitag wirken können, wie viele Menschenleben hätten sie vom Tode errettet, wo herzzerreißende Seufzer und Bitten sich der Brust von Tausenden von Verwundeten entrangen, die von bittersten Schmerzen und unsäglichem Durste gefoltert dalagen!"

Wie war Abhilfe zu schaffen? Henri Dunant suchte und fand den Weg: Durch eine Neutralisierung der Verwundeten und durch die Organisation freiwilliger Hilfsvereine! Darauf ging nun sein ganzes Sinnen und Trachten. Bevor wir aber auf Dunants erfolgreiche Tätigkeit zur Gründung des Roten Kreuzes eintreten, sei einiges über den Mann selber mitgeteilt, den in diesen Tagen die ganze Kulturwelt ehrt, wie letztes Jahr Heinrich Pestalozzi. Am 8. Mai 1828 kam Dunant in Genf zur Welt als Sprößling einer vornehmen Genferfamilie, in der man von jeher für philantropische Fragen reges Interesse bekundete, leitete doch der Vater Jean Jacques Dunant „la Chambre des Tutelles et Curatelles", eine Art Schutzaufsicht für Waisen. Die Mutter, eine Schwester des berühmten Ingenieurs Colladon, der die komprimierte Luft in den Dienst der Tunnelbohrung stellte, war eine feine, hochbegabte Frau, die viel Gutes tat, konnte Henri Dunant doch von ihr sagen: „Sie war die personifizierte, hingebende Liebe, immer begeistert für alles Gute, Rechte und Große." Mit ihr besuchte Henri Quartiere der Armen. Er schrieb später: „Da lernte ich das Unglück und das Elend so recht von Angesicht zu Angesicht kennen, in dunkeln Gäßchen, in Wohnungen, die eher Ställen glichen, bei Menschen, die nichts ihr Eigen nannten als eine Kette unsäglicher Leiden, die die Liebe nicht kannten und die Güte nicht, und das Herz im Menschen erst entdeckten, als das ihre im Schmerze aufschrie; damals wurde ich zum ersten Male bewußt, daß der Einzelne ohnmächtig ist gegenüber einer solchen Riesenmacht von Unglück und daß, um nur einigermaßen helfen zu können, die ganze Menschheit gegen diese dunkeln Schattengestalten in die Schranken treten muß."

Der junge Dunant begeisterte sich an Beecher-Stowes Negergeschichte „Onkel Toms Hütte" und schrieb selber ein Werk gegen die Sklaverei. Im Krimkrieg von 1854 verfolgte er mit größter Begeisterung die Hilfsaktion der englischen Dame Florence Nightingale. Ihr wollte Henri Dunant nacheifern, als er 1859 auf das Schlachtfeld von Solferino eilte.

Dunants Buch „Eine Erinnerung an Solferino" fand allenthalben beste Aufnahme und wurde rasch in alle Kultursprachen übersetzt. Die Gemeinnützige Gesellschaft Genf nahm sich der Vorschläge zur Verbesserung des Loses der Verwundeten an. Sie bestellte eine Kommission, bestehend aus Gustav Monier, General Dufour, Dr. Appia, Dr. Maunoir und Henri Dunant. Aus vielen Ländern trafen Zustimmungserklärungen in Genf ein. Napoleon III. unterstützte die Bestrebungen. So durfte es die Kommission wagen, Einladungen zu einer Konferenz an alle Regierungen Europas zu senden. Henri Dunant unternahm, um diesen mehr Nachachtung zu verschaffen, eine Reise durch Deutschland,



Die Schlacht bei Solferino (24. Juni 1859), die den Anstoß gab zur Gründung des Roten Kreuzes.

sprach bei allen Höfen vor, erhielt die besten Zusicherungen. So kam die Konferenz zustande. Wir wollen aber nicht vergessen, was in diesen Tagen Dunant für seine Idee einsetzte. Er hielt aus eigenen Mitteln zwei Sekretäre, gab für Drucksachen allein über 50,000 Franken aus.

Am 26. Oktober 1863 traten im Athenäum in Genf die Vertreter von 14 Staaten zu einer ersten Sitzung zusammen. General Dufour eröffnete die Konferenz. Alle Redner sprachen sich begeistert für die Ideen Dunants aus. Es wurde beschlossen, schon in Friedenszeiten in den einzelnen Ländern für die Gründung von Hilfsgesellschaften für die im Felde Verwundeten und Erkrankten Sorge zu tragen. Zuhanden der einzelnen Regierungen wurde der Wunsch ausgesprochen, die Verwundeten und Kranken, sowie das Sanitätspersonal als neutral, das rote Kreuz im weißen Feld als internationales Erkennungszeichen zu erklären. Der Genfer Ausschuß der Gemeinnützigen Gesellschaft wurde als internationaler Ausschuß proklamiert und lebt heute noch weiter im Genfer internationalen Komitee vom Roten Kreuz.

Und nun galt es, durch eine internationale offizielle diplomatische Konferenz die Beschlüsse der ersten, mehr privaten Charakter tragenden Konferenz zu erhärten. Der Bundesrat übernahm es, die Einladungen zu lancieren. Nochmals reiste Dunant von Hof zu Hof, wirkte für die Beschickung dieser Konferenz. Und 16 von 25 eingeladenen Staaten entsandten ihre offiziellen Vertreter nach Genf, wo man am 8. August 1864 die Verhandlungen begann. Am 28. August 1864 kam jener berühmte völkerrechtliche Vertrag zustande, der in der Geschichte die Genfer Konvention heißt. Diese erklärt in 10 Artikeln alle Personen und Sachen, welche im Kriege in den Dienst der verwundeten und erkrankten Soldaten gestellt werden, als unverletzlich. Die verwundeten und erkrankten Soldaten der feindlichen Armee müssen mit derselben Sorgfalt gepflegt werden. Alle Stätten der Hilfe, die mit dem Roten Kreuz gekennzeichnet sind, sind unverletzlich. Das Sanitätspersonal trägt die Armbinde des Roten Kreuzes.

So waren die menschenfreundlichen Ideen Henri Dunants in überraschend kurzer Zeit durchgedrungen. An öffentlichen Anerkennungen fehlte es nicht. Frankreich verlieh Dunant das Kreuz der Ehrenlegion, Baden den Zähringerlöwen, Hessen den Ludwigsorden, Preußen den Kronenorden, Sachsen den Albrechtsorden, Portugal den Christusorden, Norwegen den St. Olaf-Orden, Griechenland den Rettungsorden, Italien den St. Maurice- und Lazare-Orden, Schweden den Wasaorden, Württemberg den Friedrichsorden, Tunis den Nisham-Iftikar-Orden, Paris die Ausstellungsmedaille für Humanität 1867. Im Jahre 1866, nach dem deutsch-österreichischen Krieg, wurde Dunant zu den Empfangsfeierlichkeiten der siegreichen Truppen nach Berlin eingeladen und mit Ehren überhäuft.

Aber dann erging es Henri Dunant wie vielen anderen großen Männern: Das Werk gedieh, den Gründer vergaß man! Ein widriges Geschick ließ Henri Dunant den Rest seines Vermögens verlieren. Mehrere Jahrzehnte hielt er sich im Auslande auf, oft in Not, oft hungernd, er, der mit Orden förmlich übersät worden war. Er schrieb später von dieser Zeit: „Ich habe, nachdem das Unglück über mich hereingebrochen war, das allerbescheidenste Leben geführt und alle Arten von Entbehrungen gekostet. Auch ich habe zu denen gehört, die auf der Straße in kleinen Bissen ein Kreuzerbrot verzehren, das in der Tasche verborgen ist, die ihre Kleider mit Tinte etwas aufschwärzen und ihren Hemdkragen mit Kreide nachhelfen, die einen abgetragenen schäbigen, zu weit gewordenen Hut mit Papier füttern und deren Schuhe Wasser durchlassen." Während des deutsch-französischen Krieges hielt er sich in Paris auf, tröstete nach dem Falle von Sedan die unglückliche Kaiserin Eugenie, spielte zwischen den deutschen und französischen Truppen als Vermittler. Später begab er sich nach London und fristete sein Leben mit Schreiben.

Im Jahre 1892 war es, als Henri Dunant, krank, pflegebedürftig, im Bezirkskrankenhause zu Heiden ein Asyl fand, von Dr. med. Altherr sorgsam gepflegt. Georg Baumberger, der bekannte St. Galler Schriftsteller, schilderte 1895

in „Ueber Land und Meer" einen Besuch in Heiden. Erstaunt hörte die Welt von dem fast vergessenen Manne. Das Weltgewissen regte sich. Die Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna von Rußland setzte ihm eine lebenslängliche Rente aus. 1901 erhielt er mit Frédéric Passy den Nobelpreis für den Frieden. Am 30. Oktober 1910 starb Dunant zu Heiden. Sein Werk aber lebt, hat sich zu einem großen Baume entwickelt, hat in allen Ländern Fuß gefaßt. Unzählige von Soldaten sind durch das Rote Kreuz gerettet worden, die sonst unbarmherzig hätten zu Grunde gehen müssen. Unzähligen Unglücklichen wurde geholfen, man denke nur an den Weltkrieg. Heute aber, beim 100. Geburtstag Dunants, sind wir das Gelübde schuldig, ob dem segensreichen Werk den Gründer nicht zu vergessen. F. V.

Was ist Psychoanalyse?

Von Dr. Gustav Hans Graber.

Die Frage nach Wesen, Methode und Heilerfolg der Psychoanalyse beschäftigt unsere Kulturwelt mehr, als sie es vor ihrer breiten Oeffentlichkeit eingesteht. Sie benimmt sich wie eine einzelne Persönlichkeit: Sie spitzt die Ohren, sobald die Rede von psychoanalytischen Dingen geht, aber sie macht dazu ein gelangweiltes oder recht griesgrämiges Gesicht, um nach außen ihre innere Neugier und Spannung mit Langeweile, wenn nicht gar mit Abscheu zur Schau zu tragen.

Die Gesamtpersönlichkeit, genannt Kulturwelt, benimmt sich genau so wie der Patient, der sich in die psychoanalytische Kur begeben hat und nun entdeckt, daß diese aus seiner Seele Dinge zu Tage fördert, die ihn langweilen und die er mit Abscheu betrachtet.

Wenn mein Vergleich der Einstellung zwischen Kulturwelt und psychoanalytischen Patienten stimmt, dann dürfen wir den Schluß wagen, daß Langeweile und Abscheu der Kulturwelt — wie beim Patienten — nicht der Psychoanalyse gilt, sondern eben den unangenehmen Dingen, die durch ihre Methode aus dem Innern der Menschheitsseele heraufsteigen. Man flucht über den andern und meint sich selber.

Bis zur Entdeckung der Psychoanalyse fehlte uns die Technik, das unbewußte Seelenleben unter die Herrschaft des Bewußtseins zu bringen. Warum aber sträubt sich heute, da sie wirklich gefunden wurde, die Kulturwelt, sie auch ausgiebig anzuwenden? — Weil ihre Anwendung zu Entdeckungen führt, die weniger angenehm sind als die Ausübung anderer Techniken, weil psychoanalytische Erkenntnisse zu Kränkungen des Narzißmus, d. h. der Selbstverliebtheit, führen müssen. Davor sucht sich der Mensch zu hüten. Aber gerade in diesem Ausweichen vor der Selbsterkenntnis zeigt sich der neurotische Einschlag der heutigen Gesellschaft, zeigt sich derselbe Widerstand, den der Patient in der Analyse produziert.

Aber wir wollen das Bild der heutigen Gesellschaft nicht zu schwarz malen. Wenn auch der Widerstand groß ist, meist am größten sogar bei jenen, die der Psychoanalyse ein Stück weit gefolgt sind und das Unglück hatten, auf halbem Wege den Schwierigkeiten zu erliegen, so verbirgt sich doch hinter der bloßen Neugier und dem Wissenshunger oft ein tiefes Bedürfnis nach Erneuerung, nach Gesundung und nach Ehrlichkeit, auch sich selbst gegenüber.

Ich hoffe, mich in meiner Annahme des allgemeinen inneren Bedürfnisses nicht allzu sehr zu täuschen, und will versuchen, ihm in bescheidenstem Teile dadurch Genüge zu tun, daß ich einige Grundbegriffe der Psychoanalyse erläutere.

Ihr Begründer ist Sigmund Freud, Professor in Wien. Um heute in das Wesen der Psychoanalyse einen richtigen Einblick zu erhalten, ist vor allem auch notwendig, alle jene Ausartungen, die sich gleichsam wie Decken über sie gelagert und den Anspruch erheben, ebenfalls Psychoanalyse zu sein, davon auszumerzen. Freud selbst hat z. B. die Undeutungen seiner anfänglich nächsten Anhänger Alfred Adler und C. G. Jung, als nicht mehr zur Psychoanalyse gehörig, verurteilt.

Am 6. Mai 1926 feierte Freud seinen 70. Geburtstag. Der Widerhall, den seine Lehre in der ganzen Welt gefunden, ertönte an diesem Tage einmal etwas unverhaltener. Blicken wir kurz auf Freuds Leben zurück:

Er war als junger Mediziner noch Forscher anatomischer Erkrankungen, vor allem im Gehirn und im Zentralnervensystem. Schon hierin galt er als Autorität, der äußerst genaue Diagnosen zu stellen vermochte. Hierauf studierte er Neurologie bei dem berühmten Charcot in Paris, wo er die hysterischen Erscheinungen kennen lernte und auch mit den hypnotischen und suggestiven Heilungsmethoden bekannt wurde. In Wien fand er für seine nunmehrige Forschung auf diesem Gebiete keine Anerkennung. Er mußte eigene Wege beschreiten. Immerhin fand er einen Arzt, namens Breuer (gestorben 1926), der ähnliche Wege ging. Eine Kranke dieses Arztes erzählte in der Hypnose von Erlebnissen, die mit ihren schweren Leiden ursächlich zusammenhingen. Im Wachzustand wußte sie davon nichts. Nach und nach drangen aber diese Zusammenhänge während der Kur ins Bewußtsein, und dies hatte die überraschende Folge, daß die schweren Leiden der Kranken verschwanden.

Gemeinsames Schaffen versuchte mit dieser sogenannten kathartischen Methode die Aufmerksamkeit auch weiterer Kranken direkt auf die traumatische Szene, in welcher das Krankheitssymptom entstanden war, zu lenken. Es trat so der vergessene seelische Konflikt, der mit dem unangenehmen Erlebnis in Zusammenhang stand, wieder ins Bewußtsein, damit schwanden die unterdrückten Affekte und der Erfolg der Heilung war da. Bald aber trennten sich Breuers und Freuds Wege und zwar sowohl in bezug auf den Gegenstand als auch die Methode. Breuer blieb bei der Hypnose, während Freud andere Wege suchte und fand, um dem Unbewußten nahe zu kommen.

Versuchen wir zusammenfassend zu zeichnen, was der Gegenstand der Psychoanalyse ist: Es ist der Mensch mit der Totalität seiner Funktionen, den auf das Ich sowohl wie auf das Objekt gerichteten. Ursprünglich waren es aber nur gewisse Krankheitserscheinungen, wie Hysterie, Psychose, Neurose usw. Das ganze Interesse war lediglich auf Verständnis und Heilung dieser Erscheinungen gerichtet. Später aber umfaßte es die Totalität des Seelischen als Aufgabe und suchte deren organische Begründung.

Dabei erwies sich die Erforschung des Unbewußten als besonders fruchtbar. Deswegen wird die Psychoanalyse auch Tiefenpsychologie genannt. Freuds Untersuchungen beschränkten sich aber nicht auf den lebenden Einzelmenschen. Er versuchte, gewonnene Erkenntnisse in ihrer Anwendung auf geschichtliche, durch ihre Werke bekannte Persönlichkeiten zu befestigen, zugleich diese selbst zu besserem Verständnis bringend. Ich erwähne die Schrift: „Eine Kindheitserinnerung Leonardo da Vincis". Ebenso machte er sogar Personen einer Dichtung zum Gegenstande seiner Untersuchung, wie in der Schrift „Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva". Freud dehnte aber seine Forschungen auch über seine individualpsychologischen Studien hinaus fort auf das Gebiet der Völkerpsychologie, besonders auf Erscheinungen, wie Totem und Tabu bei den Primitiven und auf die Massenpsychologie überhaupt. Ebenso wurden von ihm, besonders aber auch von seinen Schülern, die Ergebnisse der Psychoanalyse auf die Nautur- und Geisteswissenschaften mit großem Erfolg angewendet. Mit Recht kann man behaupten, daß es heute kaum mehr ein Wissensgebiet gibt, das nicht durch die Psychoanalyse eine neue Beleuchtung, wenn nicht gar grundlegende Umgestaltung erfahren hätte. Professor Bleuler (Zürich), selbst nicht Freudianer, mußte gestehen, daß sich heute kein Gebildeter mehr den Ideen Freuds zu entziehen vermöge.